

Ein ganzes Jahr lang dachte ich, dass ich verliebt sei. Unglücklich zwar, aber dennoch in täglicher Hoffnung auf Gegenliebe. Ich ahnte, dass es nicht so war. Dass ich Zuvorkommenheit mit Interesse oder gar Verliebtheit verwechselte.

Ich habe ihm eine letzte Nachricht vor meinem Abflug geschickt.

Vielleicht hatte ich gehofft, dass er mich holen würde, bevor der Flieger startete. So eine typische RomCom-Szene eben.

Doch er meldete sich nicht einmal per Whatsapp. Als der Flieger abhob, vergrub ich seinen Namen irgendwo tief in meinen Erinnerungen.

Zuvorkommenheit ist keine Liebe.

Genauso wenig wie Fürsorge.

Ich werde das nie wieder durcheinanderbringen.

Inzwischen bin ich sehr froh, dass er mich nicht daran hinderte zu fliegen.

Wie auch immer der Typ hieß, der leider auf ewig der Mann sein würde, mit dem ich das erste Mal Sex hatte.

Ich erkunde Careys Häuschen. Es ist schmal und lang. Durch die Eingangstür tritt man direkt in einen weiß getünchten Raum mit einem großen Esstisch und acht Stühlen drum herum, alle unterschiedlich. An den Wänden hängen drei gerahmte Fotografien von geheimnisvollen Bäumen. Das nächste Zimmer ist ein gemütliches Wohnzimmer mit einem großen Sofa. Allerdings ist es ziemlich dunkel, da es kein Fenster hat. Von hier kann man entweder nach draußen in einen schmalen Gang treten, der in einen kleinen Garten hinterm Haus führt, oder in die Küche. Dahinter liegt das Bad.

Ich koche mir einen löslichen Kaffee, bevor ich meinen Erkundungsgang fortsetze.

Im oberen Geschoss gibt es drei Räume. Einen etwas größeren mit Balkon zur Straße. Das ist meiner. Und zwei sehr kleine nach hinten Richtung Garten. Einer davon ähnelt in der Einrichtung meinem. Darin steht ein gemütliches Doppelbett, eine Kleiderstange mit sehr eleganten Klamotten und eine Kommode mit einer Leselampe und Büchern darauf.

Das Zimmer daneben ist ein Kinderzimmer. Es ist allerdings dermaßen ordentlich, dass es aussieht, als hätte hier noch nie jemand gespielt. Ich blicke mich verwundert um. Das Bett ist akkurat gemacht, ohne eine Falte oder eine Delle im Kissen. In einem Regal stehen Bücher und Spiele exakt nach Größen und Farben geordnet.

Carey hat mir geschrieben, dass Atlas jedes zweite Wochenende bei seinem Vater sei. Wahrscheinlich nutzt sie seine Abwesenheit, um in seinem kleinen Reich klar Schiff zu machen.

Als ich später auf die Straße trete, umfängt mich feuchte Luft. Carey hatte recht. Es wird warm und ich bin völlig falsch angezogen. Die engen Jeans sind zu dick

und der Hoodie erst recht. Ich bleibe unschlüssig stehen.

Doch ich habe keine Lust, zurückzugehen und mich umzuziehen. Obwohl ich mich beim Aufwachen so fit fühlte, spüre ich schon wieder die Müdigkeit nach mir greifen.

Jetlag eben.

Also wende ich mich nach rechts. Einige Häuser weiter knickt die kleine Straße nach links. Zwischen ihr und einer mit Graffiti besprühten Backsteinwand liegen ein liebevoll angelegter Urban Garden mit allerlei Gemüse und Kräutern und daneben ein Spielplatz.

Riesige Feigen- und Eukalyptusbäume spenden Schatten und Hibiskusbüsche tragen tellergroße Blüten. Sie leuchten orange und blutrot in der Morgensonne. Wenn man sich so eine hinters Ohr steckte, wäre man dahinter komplett verborgen.

Hinter dem linken Ohr getragen bedeutet eine Hibiskusblüte, dass man an jemanden vergeben ist. Jedenfalls auf Hawaii.

Ich weiß gar nicht, woher ich das weiß.

Ich lege mich in das kratzige Netz einer großen Tellerschaukel, gucke in den blauen Himmel über mir und stoße mich ab.

Der Wind zerfleddert die silbrigen Blätter des Eukalyptus. Neugierig spähe ich in die hohen Kronen, ob da irgendwo ein Koala einen der weißlichen Äste umklammert. Stattdessen landen zwei Papageien direkt über mir und fangen lautstark an zu schnattern.

Es kommt mir vor, als hätte ich noch nie geschaukelt. Obwohl das nicht stimmt. Aber ich kann mich nicht daran erinnern.

Das Leben kann so verdammt schön sein.

Einer der bunten Vögel kackt mir auf den Hoodie.

Als eine Mutter mit ihren Kindern lachend das Klettergerüst neben mir entert, stehe ich auf und gehe.

Beinahe kommen mir die Tränen. Ich schlucke sie im letzten Moment hinunter.

Läuft man unsere schmale Straße nach links, landet man irgendwann auf der Redfern Street. Hier ist viel los. Autos brausen vorbei, kleinere Läden und viele Cafés säumen sie. Überall sitzen plaudernde Menschen in der Sonne. Vor sich haben sie Teller mit Eiern, gebratenem Schinken, Avocadoscheiben und knusprigem Weißbrot.

Ich bekomme plötzlich enormen Hunger. Um keinerlei Zweifel daran zu lassen, knurrt mein Magen so laut, dass ich mich erschrocken umsehe.

Eine Frau lacht mich strahlend an. Ich hoffe, sie hat das eben nicht gehört.

Ich suche mir einen klitzekleinen Laden aus, der nur auf die Straße verkauft, wo man sich auf einigen wackligen Stühlen an eine Mauer setzen kann.

Ich bestelle mir ein Breakfast Roll.

»Du bist Deutsche, nicht wahr?«, vermutet der hübsche Verkäufer grinsend, während er das üppig belegte Brötchen röstet.

»Ja«, sage ich.

Es ärgert mich, dass er das heraushört. Die letzten Jahre durfte ich dienstags und freitags zu Hause nur Englisch sprechen. Mein Vater korrigierte ständig meine Aussprache. Darüber vergaß er meist, mir zu antworten. Ich hatte mich zweimal die Woche gründlich vorbereitet und viele Vokabeln gelernt, weil ich ihn unbedingt beeindrucken wollte. Hatte gehofft, dass er mir vielleicht eines Tages etwas Nettes sagen, mit mir ein Eis essen gehen oder mich womöglich mal in den Arm nehmen würde, wenn ich nur endlich das »Th« perfekt aussprechen konnte. Nun hatte all das Üben nicht einmal genügt, um einen Typen in einem australischen Café zu täuschen.

»Schon länger hier?«

»Nein, ganz frisch, ich bin gestern erst angekommen.«

»Wie lange bleibst du?«

»Am liebsten für immer.«

Er lacht. »Sydney ist die schönste Stadt der Welt, da bleibt man gerne etwas länger.«

Er schiebt den Teller über das rissige breite Brett, das ihm als Verkaufstresen dient. »Sieben neunzig, bitte.«

Ich öffne mein Portemonnaie und er bekommt große Augen.

»Himmel, hast du keine Kreditkarte?«, raunt er. »Damit kannst du hier überall tapen. In Sydney brauchst du kein Bargeld. Und dann auch noch so eine Menge.«

Es stimmt. Mein Portemonnaie platzt aus allen Nähten. Ich hätte es in Careys Haus ausräumen sollen. Aber daran habe ich heute Morgen gar nicht gedacht. Darum trage ich gerade all meine Ersparnisse mit mir herum.

Zumindest die, auf die ich Zugriff hatte.

Ich wusste nie, wie viel auf meinem Konto war. Es war stets genug gewesen und es spielte keine Rolle. Normalerweise bezahlte ich mit Karte.

An meinem achtzehnten Geburtstag ging ich zur Bank.

Privatkunden werden in einen extra Raum gebeten. Es gab Kaffee und verschiedene Säfte.

Davon wollte ich nichts.

Ich wollte das Geld von meinem Konto. Alles. Und ich forderte es mit dem Selbstverständnis, mit dem meine Eltern durch die Welt liefen.

»Und was machen wir jetzt damit?«, fragte der Bankangestellte skeptisch und fixierte die mühsam ausgezählten Geldscheine zwischen uns, als wären sie irgendeine eklige Spezies.

»Wieso wir?«, erwiderte ich.

Verständnislos schaute er auf und mich an.

»Das nehme ich jetzt mit«, erklärte ich, öffnete meinen Rucksack, verstaute das Geld darin und verabschiedete mich schnell.

Dann marschierte ich ins nächstbeste Reisebüro und buchte den Flug nach Sydney. Barzahlung, ohne Spuren zu hinterlassen.

Den Rest wollte ich in einer anderen Bank in australische Dollars umtauschen. Doch das war gar nicht so einfach.

»Sie können in Australien auch mit der Maestro Card bezahlen und mit einer Kreditkarte sowieso«, informierte mich die Dame am Schalter.

Sie war etwas ins Schwitzen geraten und musste die achttausend erst bestellen.

»Ist schon gut so. Ich brauche Bargeld«, krächzte ich.

Als hätte ich einen wunden Hals.

Und den hatte ich ja auch.

Vom jahrelangen Schlucken viel zu großer Happen.

Doch das sollte der Vergangenheit angehören. Zukünftig wollte ich selbst bestimmen, selbst entscheiden, allein herausfinden, welcher Weg ein guter war.

Oder überhaupt einer.

In dem Moment ging ich einfach los.

»Bargeld bedeutet Freiheit«, hatte Omi immer gesagt, die ihre Ersparnisse in einem Strumpf unter der Matratze versteckte.

Wenn ich sie besuchte, schlossen wir die Tür ihres Zimmers ab und zählten nach. Am Ende waren es siebzehn Euro zweiundvierzig. Alles Münzen, die sie in den Gängen des Heims gefunden oder irgendwo stibitzt hatte. Oder ein paar wenige, die ich über die Wochen zusammensuchen und ihr mitbringen konnte. Obwohl meine Familie wie Dagobert Duck in Geld hätte schwimmen können, lag kaum welches in unserem Haus herum.

Omi hatte Alzheimer. Aber sie vergaß niemals, dass sie ihre Flucht in die Freiheit plante und ich ihre Komplizin war. Auch wenn sie sich oft nicht mehr an meinen Namen erinnern konnte.

Als sie starb, war ich acht Jahre alt.

Ich bin auch für sie hier.

»Danke für den Tipp«, sage ich zum hübschen Verkäufer und reiße mich aus den alten Erinnerungen.

Er nickt mir freundlich zu. Ich suche mir einen freien Stuhl an der Mauer.

Eigentlich hatte ich nie wieder frühstücken wollen.

Aber dieses knusprige Brötchen, gefüllt mit Spiegelei, Rucola, Cheddar und einem Gurkenrelish, hat nichts mit der wichtigsten Mahlzeit des Tages meiner Mutter zu tun, nichts mit dem ungesüßten Haferbrei voller Rosinen, bitterer Walnüsse und schleimiger Chiasamen, den ich jahrelang jeden Morgen vorgesetzt bekam. Niemals wäre ich auf die Idee gekommen, das nicht aufzuessen. Von Anfang an war ich es gewohnt, dass das Wort meiner Eltern galt und nicht verhandelbar war. Natürlich erfuhr ich in der Grundschule, dass meine Klassenkameraden ihren Eltern widersprachen, sie anführten und sogar erpressten. Das erschreckte mich, weil ich es damals nicht verstand. Auch das war ein Grund, warum ich gemobbt wurde. Für die anderen war ich so etwas wie ein Opfer. Ich selbst kam lange gar nicht auf die Idee, etwas zu hinterfragen, das meine Eltern bestimmten. Später wagte ich es nicht mehr. Erst als ich mich wie eine Gefangene ohne eigenen Willen fühlte, als es beinahe zu spät war, kapierte ich, dass ich da dringend raus- und wegmusste. So weit wie möglich. Ans andere Ende der Welt.

»Du musst achtgeben!«, ruft mir der Verkäufer einige Minuten später aus seinem Fenster heraus zu.

»Warum?«

Er deutet nach oben.

»Die Sonne.«

Obwohl ich noch gar nicht lange hier sitze, spüre ich plötzlich mein Gesicht heiß kribbeln. Ich habe vergessen, mich einzucremen. Außerdem wird mir langsam echt zu warm.

Die Australier nennen es zwar Winter.

Es ist aber keiner.

Ich verschlinge das köstliche Brekkie Roll und mache mich auf den Heimweg.

Um noch etwas die Gegend zu erkunden, wähle ich eine kleine Parallelstraße.

Ich betrachte die schmalen einstöckigen Häuschen mit den rostigen Ziergittern vor den Fenstern und den Vorgärten, in denen trotz ihrer Winzigkeit große blühende Büsche, ganze Bäume und hohe Yuccapalmen wachsen. Alles wirkt verwildert und etwas verlottert, aber überaus romantisch.

Die Straße ist menschenleer und auch die Häuschen wirken wie im Mittagsschlaf liegend. Allein hinter mir höre ich ein Skateboard näher rollen.

Ich trete zur Seite, um nicht im Weg zu sein.

Der Skater saust extrem dicht an mir vorbei.

Ich spüre einen schmerzhaften Ruck und stürze zu Boden.

Bevor ich begreife, was gerade passiert, ist der Typ schon fast am anderen Ende der Straße angekommen. Erst jetzt sehe ich, was er in der Hand hält. Den unteren Teil meines Tragebeutels. Er muss ihn einfach abgeschnitten haben.